

Notizen zum Soldatenfriedhof St. Jakob-Bozen

Von Hermann Barbieri

Vor ca. 20 Jahren hat es im italienischsprachigen RAI Sender Bozen ein Filmprojekt zu den Soldatenfriedhöfen in Südtirol gegeben. Ich bin als Nachkriegskind in St. Jakob aufgewachsen und diese Zeit und die örtlichen Friedhöfe haben meine Kindheit mitgeprägt. So wurde ich gebeten, zu verschriftlichen, woran ich mich noch erinnere. Aus dem Projekt ist leider nichts geworden. Das Geschriebene ist geblieben.

Als ich zur Welt kam war der Krieg eben mal 5 Jahre vorbei. Sind das schon 5 Jahre? Sind das grad erst 5 Jahre? In meiner Kindheit gab es noch allerhand Spuren davon: Militärfahrzeuge, einzeln oder in Kolonnen, auch Panzer, gehörten zum Straßenbild, amerikanische Soldaten kampierten am Flugplatz, fuhren in Jeeps durch den Ort und verteilten Kaugummi und Schokolade. In den Obstwiesen standen Bunker, in den Porphyrfelsen gab es noch, manchmal schlecht verbarrikadiert, manchmal offen, die Luftschutzkeller. Auch wir liefen da ein und aus. Anlagen zur Panzerabwehr durchzogen zwischen dem Flughafen und Bozen das Tal. Verwachsene Bombenkrater wurden uns gezeigt. Allenthalben warnte jemand, ja nichts aufzuklauben, was wir nicht kannten und in der Schule hingen Plakate mit Darstellungen von Kriegsrelikten und verstümmelten Kindern. Manche Spuren überlebten sehr lange. Als ich 2008 diese Zeilen schrieb, wies noch eine verblasste Schrift an einer Hauswand hin, wo es zum Luftschutzkeller ging.

Wenn wir mit Mutter den Ortsfriedhof besuchten, gingen wir in der Regel auch in den Soldatenfriedhof. Wir traten dabei durch ein kleines Eisentor im Zaun, der die beiden Friedhöfe voneinander trennte. Beides gibt es noch heute, Zaun und Tor. Unvermittelt standen wir in einer anderen

Welt, plötzlich war die Atmosphäre eine andere. Der Ortsfriedhof war ja auch ein Treffpunkt. Angehörige standen in Gruppen um ihre Gräber, man sprach von den zuletzt Verstorbenen, beklagte und erörterte ihre Leiden, sagte, dass er oder sie wohl erlöst war, kam damit auf die Leiden und die Sorgen des Alltags zu reden und löste allenthalben alles wieder mit Humor und Lachen auf.

Hinter dem kleinen Tor gab es das nicht. Da war alles ernster und auf eigentümliche Art verschwiegen in dem Fleck zwischen Autos, Zügen und Flugplatz. Draußen war uns das Lärmen vertraut, wir beachtetten es nicht. Da es aber über die Umzäunung eindrang, störte es und stand im Kontrast zu der lautlosen Präsenz dieser schwarzen Kreuze. Es gab auch nicht individuell gestaltete und geschmückte Gräber, außer im Veteranenteil. Es gab "Gräberfelder", ja, die hießen tatsächlich wie die Felder der Bauern. Ich erinnere mich noch an den leichten Schauer auf dem Gang durch diese geordneten Reihen mit all den selben schlichten Holzkreuzen, jedes mit demselben Dächlein aus Blech, jedes mit einem weißen Täfelchen. Sie standen da, als wären sie nach dem Plan eines Gärtners gepflanzt worden, wie die Apfelbäumchen in den Spalieranlagen rundherum. So viele Namen! Dann war dann noch die Säule mit dem grimmigen Hl. Georg, der den gefährlichen Drachen niederstach. Nicht weit davon die Stele des verdienten K.u.k. Kantineurs Cirillo Cecco Sperandio. Wie eigentümlich das alles war, wie absonderlich.

In der kleinen Kirche faszinierte mich der Hl. Sebastian. Er war nicht größer als ich, also war er ein Kind. Halbnackt an eine Säule gebunden wand er sich unter dem Schmerz der Pfeilspitzen, die ihn durchbohrten. Aus den Wunden sickerte Blut. Hätte ich das sein können?

Dann diese feierlichen Aufschriften, die ich nicht verstand, die Arkaden, das von Albert Stolz gestaltete Denkmal, wieder Schriftbänder, der Veteranenteil mit den geschmiedeten Kreuzen, wieder ein Durchgang und dann - als wär's ein Friedhof aus einem anderen Anlass - die flachen Grabsteine italienischer Soldaten, alle im gleichen Marmor, alle ausgerichtet auf ein furchteinflößendes Monument hin. Wieder nach Plan

geordnet. Nur nicht von einem Gärtner, eher wie an einem Riesenfließband gestanzt.

Mutter sagte damals nicht Soldatenfriedhof, sondern Kriegerfriedhof. Und in dem Wort lagen ungeschminkt alle Boshaftigkeit, Gemeinheit und Grausamkeit des Ursprunges dieses Ortes. Aber auch alle Schwere und aller Schrecken darüber, dass es diesen Ursprung immer noch gibt - und dass im Friedhof immer Verlierer liegen, ganz gleich welcher Macht sie zugeordnet waren.

Meine Mutter brachte uns zum Holzkreuz ihres Bruders, unseres Onkels Hias, und zündete dort die obligatorische Kerze an. Da war sein Kreuz mit dem Bild des uniformierten Soldaten. Nur sein Kreuz, nicht sein Grab, auch wenn das Ganze Gräberfeld hieß. Sein Grab ist woanders, ganz woanders, aber auch da nicht immer am gleichen Ort. Glinstedt zuerst, dann Erfurth, schließlich Kriegsgräberstätte Gyhum, Grab 144. Wo war das? Wie groß ist eigentlich die Welt? Hört sie denn nicht auf am Umriss der Mendel im blauen Dunst? War sie dort wirklich nicht zu Ende? Und wie weit muss ein Mensch wandern, bis er bleiben darf? Wo er doch tot ist! Das waren die ungläubigen Fragen des Volksschülers an die Erwachsenen, wenn sie erzählten und wenn er die fremdklingenden Ortsnamen hörte, die Großmutter aus ihrem Optionsabenteuer mitgebracht hatte.

Hier war also dem Onkel Hias sein Kreuz. Eines der in meiner Wahrnehmung unendlich vielen Kreuze. Gefallen, sagte Mutter. Ob er nicht aufgestanden sei, fragte ich. Mit blutenden Knien vielleicht, kenn ich doch, aber aufgestanden! Ich lernte, dass wer im Krieg fällt, der steht nicht wieder auf. Das war mein erster Begriff von Krieg. Krieg ist der Ort, unvorstellbar weit hinter der Horizontlinie menschlicher Erfahrung von Geborgensein, wo du hinfällst und nicht wieder aufstehst. Dein Kreuz steht dann aber nicht dort, sondern daheim, wo Mütter und Väter und Brüder und Schwestern sind und weinen. Und selbst auch nie mehr geborgen sein werden. Bis heute scheint mir dieser Begriff treffsicher. Er beschreibt das Wesen des Krieges: den unfassbaren Schrecken.

Ich ging bereits in die Oberschule, als mir Mutter einen Briefwechsel in die Hand drückte, der dokumentierte, wie mein Onkel gefallen war: 1945, 2. Mai oder einen Tag früher. Ganz weit oben auf der Landkarte, wo es nicht mehr weit ist zum Meer. Mathias Unterhofer war 25 und Unteroffizier in der Wehrmacht. Hitler hatte gerade eben Selbstmord begangen. Die Alliierten marschierten von allen Seiten in Deutschland ein. Alle redeten von Waffenstillstand und Kapitulation.

Dem Onkel Hias seine Abteilung – das entnahm ich dem Briefwechsel – befand sich zwischen Bremen und Hamburg dem schon genannten Bauerndorf Glinstedt. Der Kommandant, "ein verrückter Major", so im Wortlaut des Briefes, gab den Befehl zum Widerstand bis zum letzten Mann "... und das, nachdem der Krieg überall zu Ende war." - und setzte sich ab. Kaum einer der jungen Männer hat das Gemetzel überlebt. Glinstedt war in Schutt und Asche gelegt, "... die Häuser zerschossen und kein Baum, der noch nennenswerte Kronen hatte." Vom Kommandanten war zum Zeitpunkt des Briefwechsels nichts mehr bekannt. Untergetaucht. "Wie er wohl leben mag mit alledem?" fragte der Briefschreiber.

Meine Mutter erzählte mir auch von einem Fronturlaub von Onkel Hias und von ihren Zweifeln in Bezug auf Krieg und Kriegspropaganda. Ob er das alles glaube, hatte sie ihn gefragt. Sie war 9 Jahre älter und hatte ihn ein ganzes Stück mit großgezogen. Sie war ihm näher als ihrer beider Mutter, die ja auf den Feldern für Brot und Einkommen sorgte. Darum durfte meine Mutter ihren Bruder das auch fragen. Seine Antwort: "Wenn sie dir sagen, dass die Etsch talaufwärts fließt - dann fließt sie eben talaufwärts." Meine Mutter, die Bauerndirn vom Tschöggelberg, die kaum lesen und schreiben konnte, hat wohl mehr von dem gewusst, was die Welt bewegte, als der weitgereiste Soldat zu wissen vorgab. Auch in Sachen Endlösung scheinen die einfachen Leute das "Wir haben ja nicht gewusst" widerlegt zu haben. Meine Mutter jedenfalls hatte gewusst. Hat vom makabren Dreck erzählt, den sich die Bauern zugerufen haben. Am Brunentrog im Hof beim Händewaschen, wenn einer nach der Seife

verlangte: "Lang mir amal den Juden da rüber". Sie hat sich ohnmächtig geschämt dafür. Auch in Sachen Option hat sie Bescheid gewusst. Die Bauerndirn war jedenfalls stolz auf ihren Franz, dass er da nicht mitgemacht hat. Der Propaganda nachlaufen, dahin, wo andere vertrieben worden waren? Da waren sich beide einig, dass demgegenüber die zu erleidende Schmach das kleinere Übel war.

Die komplexeren Aspekte am Soldatenfriedhof begannen mich näher zu interessieren. Was machten russische Kämpfer hier in St. Jakob? Sind sie genauso weit gefahren, wie Onkel Hias, um zur Ruhe zu kommen, nur eben in die andere Richtung? Und überhaupt, diese weite geographische Dimension. So viele fremd klingende Namen und Ortsnamen, von Nordafrika bis zum Eismeer, von Westeuropa bis in die Ukraine, nach Stalingrad, zum Kaukasus und noch weiter. So viele Nationalitäten, Völker, Länder, Städte, Vornamen, Seltsame klingende Nachnamen, nie gehörte! Dann, vom Krieg vorher, die muslimischen Stelen, nach Mekka ausgerichtet. Junge Männer, auch diese weit weg von ihrem balkanischen Zuhause "gefallen". Mich beeindruckte, dass sie mit demselben Reisepaß in der Tasche für denselben Kaiser gekämpft hatten, wie mein Großvater. Ein anderer Onkel, der Schwager von Onkel Mathias, war eine Generation und den einen Weltkrieg später auch in Sarajewo. Eine Postkarte belegt das kindliche Staunen des Bauernbuben angesichts von muslimischen Frauen an einem Brunnen: "Ist das nicht schön?" Ob er von den Stelen in St. Jakob gewusst hat? Und ein dritter Onkel, vaterseits diesmal, wurde nach seiner Heimkehr vom Grauen eingeholt, an dem er im selben Krieg am Balkan selbst beteiligt gewesen war. Partisaneneinsatz. Er hat den Krieg überlebt, aber eben dieses Grauen nicht. Jahre nach seiner Rückkehr haben sie ihn gefunden. In Zeiten des Friedens, wie sie die Leute nannten. Am Dachboden, am kaum mannshohen Giebelbalken festgezurr. Seine Beine waren abgewinkelt, als kniete er, die Knie eine Handbreit über dem Riemenboden. Das hat der Krieg zuwege gebracht! Gibt es dann noch einen sicheren Ort in der Welt, wenn es irgendwo Krieg gibt oder gegeben hat? Die Frage hat den Heranwachsenden nie mehr losgelassen.

Dann, von noch früher: das klobige Steinkreuz mit der Tafel, die anonym an Soldaten aus den Kriegen des 19. Jahrhunderts erinnert. Von weither zusammengetragen und in einer Beingrube gelagert. Knochen ohne Namen, Tote ohne Ort, Ort ohne Trauer. Von all diesen namenlosen Resten und beschilderten Gedenkkreuzen aus ganz Europa und aus anderthalb Jahrhunderten Krieg, fein säuberlich getrennt das schon erwähnte Gräberfeld italienischer Soldaten von jenseits des Grabens. Feinde auch hier noch? Inzwischen versucht wenigstens eine kleine "Lampe der Brüderlichkeit" die Kluft zu überbrücken. Überbrücken: als gehörten sie nicht auch dazu zum großen grauen Volk der Schlachten zwischen Nordkap und Afrika. Als müssten sie erst dazugeholt werden.

Krieg, Krieg, Krieg, seit jeher, immer, immer wieder, überall? Ich hatte selbst Krieg ja nie erlebt. Trotzdem erschien er mir in meiner späten Kindheit und frühen Jugend als eine unausweichliche, bedrohliche Gegenwart. Bei der Arbeit in den Feldern wurde vieles besprochen von den Bauern, Aktuelles und Aufgewärmtes, Gehörtes, Gelesenes, vermischt mit Erlebtem. Wortfetzen bunt durcheinander kamen bei mir an, schwer von Schicksal, Entsetzen, Staunen und ab und zu Bewunderung: Hiroshima ... Korea ... Schweinebucht ... Kolonialkrieg ... Lumbumba ... Später dann, aber da redete ich schon mit: Biafra, Prag, Vietnam.

"... 's ist wieder Krieg und ich begehre nicht Schuld daran zu sein."

Mathias Claudius, Georg Trakl, Borchert, Brecht, Tucholsky, Hein, Kästner, Maria Luise Kaschnitz, Rose Ausländer ... ich verband ganze Teile aus dem Literaturunterricht ziemlich unmittelbar mit dem Acker der Gewalt in St. Jakob.

Dann das jugendliche Alter all dieser Toten! Die meisten waren genauso jung wie ich, als ich in die Maturaklasse ging. Manche jünger.

"Südlich von Bozen gelegen, ruhen neben 1967 österreichisch-ungarischen Toten des Ersten Weltkrieges auch 174 Gefallene des Zweiten Weltkrieges hier. Sie wurden nach Erweiterung des Gräberfeldes in den Jahren 1941-1943 durch den amtlichen deutschen Gräberdienst

zugebettet.“ Bauernbuben, 20, 19, 18 Jahre alt, erschossen in Russland, zerfetzt im Westen, erfroren am Eismeer. Erkrankt, verreckt, in die Luft gejagt, verstümmelt, verblutet, verendet. Zwischen drin immer wieder der Vermerk: Todes-/Vermisstenort: nicht verzeichnet. Ruhen?

Zugebettet? Die Euphemismen waren vielleicht gut gemeint, aber mehr als nutzlos. In meinen Ohren klangen sie zynisch.

Irgendwo tauchte dann auf den weißen Täfelchen der Ortsnamen Grodek auf. Das berühmten Gedicht von Georg Trakl! Und zu jenem verheerenden Abschlachten gleich vier Grabkreuze: Zwei von jungen Soldaten aus Bozen und Terenten, getötet in Grodek, und eines für einen genauso jungen Grodeker, getötet in Bozen. Eine makabre Völkerverbindung.

Inzwischen war mir auch der Wortlaut und der Inhalt der Aufschriften und Spruchbänder bewusst. „Blut und Tränen, werdet Segenstau dem Teuren Vaterlande!“

Ja, wer sind denn die, die da so unbekümmert von Krieg, Opfer und Heldenmut reimen?

Männer: Sie besingen Kriegsmütter und -frauen und deren Aufgabe als Gebärerinnen von Kriegern, als Pflegerinnen von Krüppeln, als Trösterinnen von Witwen und Waisen.

Mächtige: Sie besingen die Unmündigkeit und den Kadavergehorsam unwissender junger Männer. Sie besingen den Wahnsinn, in dem jede Stimme, die selber denkt, nicht nur nicht zählt, sondern als Bedrohung verstanden und nach Möglichkeit beseitigt wird.

Dagegen die Botschaft von Grodek und die meines Onkels Hias, so wie sie bei mir angekommen ist. Sie war eine andere als die an den Denkmälern: Lüge ist Mord. Die Etsch fließt talauswärts. Punkt.

Jahre später entstand im angrenzenden Ortsfriedhof ein anderes Denkmal für die in den zwei Weltkriegen ermordeten jungen Männer von St. Jakob: Ein massiver Porphyrblock. Ein Riss geht durch, von oben bis unten. Auf

der einen Seite des Wahnsinns steht die übliche traurige Liste junger Männer. Aber auch eine junge Mutter mit einem Kind im Arm steht dort. Sie schaut über die Liste auf die andere Seite des Risses und zeigt dem Kind die Worte: nicht Krieg, sondern Frieden.

Alle diese Eindrücke hatten sich tief in meine kindliche und jugendliche Seele gegraben. Jahrzehnte später führten mich humanitärer Einsatz und Menschenrechtsarbeit nach Bosnien, dem Land, in dem der genannte Onkel über muslimische Frauen gestaunt hatte, und bald darauf der Auftrag zur Menschenrechtsbeobachtung in den Kosovo. Ich schaute mit meinen Augen. Ich habe alles wiedererkannt, an beiden Kriegsschauplätzen. Als Trost und kleinen Hoffnungsschimmer auch die zerbrechliche Geste über den Riss hinweg.

Hermann Barbieri, 2008